Abonnementspreis
[illegible] monatlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage [illegible] Mk. [illegible] Pf. bei Geldeinsendung [illegible] Pf. [illegible] Durch die Post bezogen [illegible] Vierteljahr. Unser Preisgericht für Deutschland und Oesterreich-Ungarn [illegible] Mk. für das übrige Ausland 7 Mk. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
[illegible] Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telefon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger hiesiger Wiederholung keine Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr bei den Expeditionen abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstelle [illegible] monatlich 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 91. | Dresden, Dienstag den 22. April 1902. | 13. Jahrg.

Um den Schutz der Arbeiter-Kinder.

Im Reichstage wird in einer der nächsten Sitzungen über den Entwurf eines Gesetzes „betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben" verhandelt werden. Ein Teil der bürgerlichen Presse hat inzwischen diesen, von der Reichsregierung eingebrachten Entwurf als ein glänzendes Zeugnis des unermüdlichen Eifers der Regierung für den Ausbau unseres gesetzlichen Arbeiterschutzes gepriesen. Eine solche Darstellung läuft auf eine direkte Fälschung hinaus.

Selbstverständlich erkennen auch wir ein Gesetz, das den gesetzlichen Schutz der Arbeiter-Kinder auf das Kleingewerbe, einschließlich der Hausindustrie, erstreckt, als einen Fortschritt an. Jedoch müssen wir daran erinnern, daß es viele, viele Jahre gedauert, wieviel eine Unmasse von Arbeit und Mühe gekostet hat, bis sich endlich die Reichsregierung zu der Ausarbeitung eines solchen Entwurfes herbeiließ. Die geradezu fürchterlichen Mißstände, die im Kleingewerbe und ganz besonders in der Hausindustrie herrschen, sind schon seit vielen Jahrzehnten bekannt. Und der Mann wie unser Karl Marx hat bereits im Jahre 1867 in der ersten Auflage seines Hauptwerks die Gründe dargelegt, die zu den traurigen Zuständen in dem Kleingewerbe führen müssen. Die Arbeiter selbst haben ebenfalls bereits seit Jahrzehnten schwere Kämpfe auf sich genommen, um bessere Zustände zu erringen. So kam es im Jahre 1876 in Altona und Hamburg unter den Zigarrenarbeitern eine Bewegung im Gange, die darauf abzielte, auf dem Wege der freien Vereinbarung die Hausarbeit zu beseitigen. Wenngleich wurde auf diesem Wege das Ziel nicht erreicht. Gleich die nächsten Jahre — 1877 — brachten die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten im Reichstage ihren ersten großen Arbeiterschutzantrag ein, der für alle Werkstätten, also auch für das Kleingewerbe einschließlich der Hausindustrie, festsetzen wollte, daß „Kinder unter 14 Jahren . . . zu einer gewerbsmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden" dürfen.

Seitdem sind die Mißstände in dem Kleingewerbe immer wieder von neuem zur Sprache gebracht worden: die Verhältnisse in den verschiedenen Gewerbszweigen sind durch eine ganze Reihe von gründlichen Untersuchungen festgestellt worden; die Arbeiter haben Jahr für Jahr die Versuche wiederholt, sich durch den Zweck ihrer Organisationen wenigstens von den schlimmsten Schäden zu befreien; und im Reichstage regen die sozialdemokratischen Abgeordneten bei jeder passenden Gelegenheit die Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes auf das Kleingewerbe an. Daß diesen unentwegten Bestrebungen, diesen ewigen unwiderleglichen Anklagen, Mahnungen und Vorschlägen die herrschende Klasse und mit ihr die Reichsregierung so viele, viele Jahre lang widerstanden hat, ist doch wahrlich schlimm genug, und wenn jetzt endlich die Forderung nach einem gesetzlichen Schutz gegen die unmäßige Ausbeutung der Arbeiter-Kinder im Kleingewerbe in so weiten Kreisen Widerhall gefunden hat, daß auch die Reichsregierung sich dem nicht mehr ganz entziehen konnte: wenn jetzt endlich die Reichsregierung mit einer Vorlage nachhinkt, die jenen Forderung in einigen Punkten entspricht: ist das denn wirklich eine That, die der Regierung als ein besonderes Verdienst anzurechnen ist?

Hierzu kommt noch, daß die Reichsregierung diesen Schritt nach vorwärts offenbar nur widerwillig gemacht hat. Das beweist in erster Linie der Inhalt des Gesetz-Entwurfes selbst, der die vielen Arbeiter-Kinder in der landwirtschaftlichen Arbeit und in den häuslichen Diensten von dem vorgesehenen Schutz ausschließen will und für die geschützten Kinder eine viel zu kurze Schulzeit, nämlich nur bis zum 10. bezw. 12. Lebensjahre, in Aussicht nimmt. Charakteristisch für das sozialpolitische Verständnis der Regierung in den hier in Betracht kommenden Verhältnissen sind die folgenden Ausführungen in der Begründung des Entwurfes:

„Zunächst wird . . . davon ausgegangen, daß eine mäßige Beschäftigung von Kindern bisweilen ihre Berechtigung hat, als sie geeignet ist, die Kinder an körperliche und geistige Thätigkeit zu gewöhnen, den Sinn für Fleiß und Sparsamkeit zu erwecken und sie vor Müssiggang zu bewahren. . . . Ebenso ist von pädagogischer Seite betont worden, daß ein gewisses Maß von körperlicher Arbeit neben dem Unterricht und den Schularbeiten nicht nur nicht schädlich, sondern in den meisten Fällen erwünscht ist."

Den Herren in der Regierung ist demnach noch immer nicht der Unterschied zwischen Erziehung und Ausbeutung der Arbeiter-Kinder klar. Allerdings wird von pädagogischer Seite — und zwar mit Recht — verlangt, daß die Erziehung der Kinder nicht nur auf die Ausbildung der geistigen Anlagen, sondern auch auf die Erlangung einer gewissen Handfertigkeit gerichtet sein soll. Aber auch diese Seite der Erziehung soll und muß stets Erziehung bleiben, wie sie nur durch einen planmäßigen Unterricht erreicht werden kann. Aus diesem Grunde verlangen die Pädagogen, daß das „gewisse Maß von körperlicher Arbeit" in den Unterricht der Schule hineingenommen werde. Wenn aber ein Unternehmer ein Kind an die Arbeit stellt, dann fragt er nicht das geringste nach einer richtigen Ausbildung des Kindes, sondern er will möglichst viel Nutzen aus der Arbeit des Kindes ziehen; er wird das Kind daher zu einer möglichst einfachen, eintönigen Arbeit verwenden, bei der es recht viel schaffen kann, eine Arbeit, die aber durch ihre Einfachheit und Eintönigkeit das Kind erst recht einseitig und für die meisten anderen Arbeiten unbeholfen macht. Mit dem pädagogischen Nutzen ist es also ganz und gar nichts. Deshalb ist die Behauptung, daß die gewerbliche Ausbeutung der Kinder zu deren besseren Erziehung wünschenswert sei, ganz unberechtigt. Auch können jene Herren den angeblichen Nutzen der Kinderarbeit nur bei den Arbeiter-Kindern zu erwarten. Denn weder die Minister, noch ihre Geheimräte, noch ihre Pädagogen schicken ihre Kinder, deren Fleiß und Sparsamkeit sie doch auch „wecken" möchten, zur Arbeit bei einem Kleinmeister. Den Kindern der reichen Leute liegen wohl nach der Meinung dieser Herren alle guten Eigenschaften schon im Blut, bei den Arbeiter-Kindern dagegen müssen sie erst „geweckt" werden, indem die Knaben und Mädchen ihrer schönsten Jugendfreuden, ihrer Erholung im Freien, ihres Spiels auf der Straße beraubt werden. So sollen die Arbeiter-Kinder schon in ihrer frühesten Jugend dafür bestraft werden, daß sie als Kinder der Arbeiter und nicht als solche reicher Leute zur Welt gekommen sind.

Nun sind aber die Herren in der Regierung noch von einem anderen Gedanken geleitet worden. Es muß auch, so heißt es nämlich an einer anderen Stelle der Begründung, beachtet werden,

„daß der Verdienst der Kinder, wenn er auch nach einzelnen Mitteilungen kaum nennenswert ist, doch in manchen Fällen für eine in ärmlichen Verhältnissen lebende Familie, zumal wenn gleichzeitig mehrere Kinder gewerblich thätig sind, einen relativ nicht unbedeutenden Zuschuß zu den Kosten des Haushalts darstellt." Auch hierauf ist „billige Rücksicht" genommen.

Diese Sätze erinnern uns an die Antwort, die im Jahre 1828 der Polizeipräsident von Berlin gab, als er vom dortigen Schulkollegium aufgefordert wurde, dem Zustande, daß die Fabrikkinder nur noch Sonntags in die Schule kämen, ein Ende zu machen. Der Polizeipräsident wies dieses Ansinnen zurück.

„da sonst die Eltern dieser Kinder des unentbehrlichen Zuschusses zur Erhaltung des Hausstandes, welchen die Arbeit der Kinder gewährte, beraubt und hierdurch der Residenz eine Menge verarmter und unterstützungsbedürftiger Familien erwachsen würde."

Diese „Antwortung" war übrigens dem Polizeipräsidenten von höherer Stelle, nämlich vom damaligen preußischen Minister des Innern, beigebracht oder mindestens als richtig bestätigt worden. Seitdem ist aber der, vom Polizeipräsidenten und dem Minister im Jahre 1828 so sehr gefürchtete Zukunftszustand Wirklichkeit geworden, die Arbeiterkinder gehen an den Wochentagen in die Schule — und heute wird niemand, auch nicht der Polizeipräsident von Berlin und der preußische Minister des Innern, behaupten, daß aus diesem Schulbesuch „eine Menge verarmter und unterstützungsbedürftiger Familien erwachsen" seien. Ja, noch mehr! Im Laufe der Zeit ist für die in den Fabriken beschäftigten Kinder ein gesetzlicher Schutz gegen gar zu unmäßige Ausbeutung durchgeführt worden. Sind hierdurch etwa die Verhältnisse der Familien verschlechtert worden? Im Gegenteil, alle sachverständigen Beurteiler dieser Vorgänge sind darin einig, daß die Einschränkung der Kinderarbeit nicht nur ein Segen für die Kinder ist, sondern auch auf die Hebung der materiellen Lage der Arbeiterklasse hinwirkt.

Alle diese Erfahrungen sind für die Regierungsvorlage und deren Begründung nicht vorhanden. Die beteiligten Geheimräte und Minister stehen noch immer auf derselben Höhe der „Auffassung" wie der Polizeipräsident von Berlin und der preußische Minister des Innern im Jahre 1828. Daß diese Leute der Forderung nach besserem Schutz der Arbeiterkinder nur widerwillig nachgeben, ist daher begreiflich. Deshalb fürchten wir, daß die notwendige Durcharbeitung und Verbesserung des Entwurfes auf großen Widerstand in den maßgebenden Kreisen stoßen wird. Unsere Genossen im Reichstage werden sich dadurch selbstverständlich nicht zurückhalten lassen, mit allem Nachdruck für die notwendigen Verbesserungen einzutreten. Jedoch müssen auch die Arbeiter diesen Verhandlungen aufmerksam folgen, um die Bemühungen ihrer Vertreter im Reichstage in angemessener Weise zu unterstützen.

zh.

Bahn in Ruh'!

Die Ausrufung des Generalstreiks auf Beschluß des Generalrats der belgischen Arbeiterpartei ist weder in Belgien selbst noch im Auslande ohne Widerspruch geblieben. Das war vorauszusehen. Wie 1886 so werden auch jetzt wahrscheinlich kleinere Arbeitergruppen die Rückkehr in die Fabriken verweigern und vielleicht gar die gebräuchlichen Mittel des lokalen Terrorismus anwenden, um eine revolutionäre Gesinnung darzutun. Aber die Kerntruppe der organisierten Arbeiterschaft folgt dem Rufe ihrer Führer und ruht den Kampf für diesmal auf. Wir bemerken schon jetzt, daß das kein Zeichen der Schwäche, sondern

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(Schluß.)

Das Gewitter zog vorüber, ohne ernstlichen Schaden anzurichten. Ein schwerer Regen strömte hernieder auf die durstigen Felder. Charlotte hatte ihre Fenster öffnen lassen. Das Rauschen und die frische Kühle, die in ihr hereinzuströmen begannen, thaten ihr wohl. Nebenan klapperten die Messer und Gabeln. Die drei Leute bemühten sich, das Diner aufzutischen, welches für sechs bestimmt gewesen war. Friedrich Karl war doch nicht zurückgekehrt. Wenn er das Unwetter abgewartet hatte, konnte es auch wohl eine Uhr oder noch später werden, ehe er heimkam. Charlotte schrieb mit Bleistift einige Zeilen für ihn auf, indem sie ihm das Vorgefallene berichtete und ihn warnte vor der Wut des Bruders. Lina sollte aufpassen, wenn er heimkehrte und ihm den Zettel zustecken.

Bald nachdem da drin die Tafel aufgehoben worden war, schlief Charlotte ein, und es ward abend, bevor sie wieder erwachte. Friedrich Karl war inzwischen heimgekehrt, in einem bedauernswerten Zustand, durchnäßt bis auf die Haut. Von dem einen seiner schadhaften Stiefeln hatte er die Sohlen verloren und von den haselnußgroßen Schloßen Beulen am Kopf und blaue Flecke überall bekommen. Er hatte in Gnevenow nur seinen Brief abgegeben und war dann sofort wieder umgekehrt. Niemand hatte ihn aufgefordert, zu bleiben und sich auszuruhen, denn wer von der Dienerschaft konnte in diesem schäbigen, buckligen Gesellen den Bruder des eleganten Herrn von Slintenberg vermuten? Und dann hatte ihn im Walde das Unwetter überrascht. In einem Dorfwirtshaus unterwegs hatte er gerastet, gegessen und da er kein Geld besaß, seine alte, silberne Uhr zum Pfande lassen müssen. Die Leute wußten wohl, wer er war, aber sie waren nicht sicher, ob der Herr Baron auch für ihn bezahlen würde. Das alles hatte Friedrich Karl in seinem wunderlichen Stil mit vielhaben Abkürzungen in sein Taschenbuch geschrieben, das er ihr durch Lina hinunterschickte. Er hatte sich ins Bett gelegt, und bereits begann Fiebertrost ihn zu schütteln.

Charlotte war sehr besorgt um ihn. Sie machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß sie nicht doch lieber den Stallknecht zu Pferde nach Gnevenow geschickt hatte, selbst auf die Gefahr hin, daß der den Auftrag nicht ausführte. Alle halbe Stunde schickte sie Lina hinauf, um sich nach dem Befinden Friedrich Karls zu erkundigen; aber das Mädchen kam stets unverrichteter Sache zurück, denn er hatte sich eingeschlossen, und alles Klopfen und Rufen war vergebens gewesen.

Charlotte war sehr unruhig. Man sollte doch nach dem Arzt schicken, die Thür aufsprengen. Aber dann sagte sie sich wieder, daß Aribert es jedenfalls nicht dulden werde, daß solche Umstände mit seinem Bruder gemacht würden. Und auf einen wochenlangen Streit mit ihm konnte sie sich nicht einlassen. So brach denn die Nacht herein, ohne daß etwas geschah.

Bald nach zehn Uhr hörte Charlotte Thüren klappen. Sie gingen alle zu Bett. Sie hörte ihren Mann im Hausflur seiner Mutter gute Nacht zurufen, und dann die Treppe hinaufgehen. Lina hatte sich eine Matratze in einer Ecke des Schlafzimmers zurecht gemacht und sich dort, nur halb angekleidet, niedergelegt. Sie schlief bereits fest. Auch Charlotte versuchte zu schlafen.

Der Regen hatte aufgehört. Totenstille herrschte im Hause. Die regelmäßigen Atemzüge des schlafenden Mädchens waren das einzige Geräusch, das die lauschende Charlotte vernehmen konnte. Ja, sie saß und lauschte, ihr Herz klopfte so stark, daß sie nicht ausgestreckt zu liegen vermochte. Und dann meldeten sich auch wieder Schmerzen aller Art. Sie hatte sich am Nachmittag ausgeschlafen. Jetzt war sie munter und stark genug, um ihr ganzes Elend, ihre trostlose Verlassenheit voll zu empfinden. Sie saß und rang die Hände und ließ die Thränen fließen und lauschte, ob sich nicht von irgendwo eine Stimme hören lassen möchte, die ihr einen wirksamen Trost ausspräche.

Und nun hörte sie tatsächlich ein fremder Laut an ihr Ohr. Es ging jemand rasch auf dem Boden. Gerade über ihrem Schlafzimmer lag das Stübchen der Tante, in dem sie meistens zwangsweise den Gatten einquartiert hatte. Und die Schritte näherten sich von weiter her. Und dann ging oben die Thür. Sie hörte einen lauten Schreckensruf und dann ein Getrampel hin und her da oben, daß die Ampel über ihrem Bette flirrte. Deutlich vernahm sie nun Ariberts Stimme. Und dann das gellende Gebrüll des Taubstummen.

„Lining! Lining!" rief sie so laut sie konnte und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. „Lining um Gotteswillen, steh doch auf!" Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie brachte keinen Ton mehr hervor. Und im Hemd mit bloßen Füßen lief sie nach der Lagerstatt Linas und rüttelte das schlaftrunkene Mädchen am Arme auf.

Immer lauter wurde der Lärm da oben im Dachzimmer. Und als Lina sich endlich so weit erinnert hatte, um den Herrn in den Schlafrock und in die Pantoffeln zu helfen, gab's da oben ein Gefiirr, als ob jemand ein gläsernes Geschirr zu Boden geworfen hätte und dann erhoben sich die Stimmen der beiden Brüder so laut und wütend, daß es schauerlich durch das ganze Haus schallte. Und da ward die Thür oben aufgerissen, für einige Sekunden schien sich der Streit auf dem Bodenraum fortzusetzen — dann ein durchdringender Schrei und ein fürchterliches Gepolter die hölzerne Treppe hinunter.

Charlotte schrie gleichfalls auf und taumelte voraus, das Mädchen mit der brennenden Lampe hinterdrein. Und als sie auf den Vorplatz hinauskamen, da sahen sie Friedrich Karl am Fuße der Treppe liegend, die Beine nach oben auf den Stufen, und aus seinem Hinterkopf floß in schmalem Strome dampfendes Blut über die kühlen Steinfliesen.

Charlotte sank neben ihm auf die Kniee nieder und wollte seinen Kopf auf ihren Schoß nehmen. — zwei verglaste, verdrehte Augen, die noch lebten und doch nichts sahen, starrten sie an. Da stieß sie abermals einen Schrei des Entsetzens aus und sank ohnmächtig in sich zusammen.

Frau von Slintenberg und die Tante waren nun auch von dem Lärm wach geworden und erschienen in der Thür ihres Schlafzimmers. Und von oben kam gleichzeitig Aribert, der noch angekleidet war, die halbe Treppe hinuntergelaufen und schrie:

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020422/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG